

Zeitschrift: Bündner Jahrbuch : Zeitschrift für Kunst, Kultur und Geschichte Graubündens
Herausgeber: [s.n.]
Band: 27 (1985)

Artikel: Alles Grosse geschieht unter den Bäumen
Autor: Müller, Paul Emanuel
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-972176>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 14.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Alles Große geschieht unter den Bäumen

*Kostbarkeiten der Literatur, gesammelt und
kommentiert von Paul Emanuel Müller*

II. Folge

*Ganz verborgen im Wald kenn ich ein Plätzchen,
da stehet
Eine Buche, man sieht schöner im Bilde sie nicht.
Rein und glatt, in gediegenem Wuchs erhebt sie sich
einzeln,
Keiner der Nachbarn rührt ihr an den seidenen
Schmuck.
Rings, soweit sein Gezweig der stattliche Baum
ausbreitet,
Grünet der Rasen, das Aug still zu erquicken, umher;
Gleich nach allen Seiten umzirkt er den Stamm in der
Mitte;
Kunstlos schuf die Natur selber dies liebliche Rund.
Zartes Gebüsch umkränzt es erst; hochstämmige Bäume
Folgend in dichtem Gedräng, wehren dem himmlischen
Blau.
Neben der dunkleren Fülle des Eichbaums wieget die Birke
Ihr jungfräuliches Haupt schüchtern im goldenen Licht.
Nur wo, verdeckt vom Felsen, der Fußweg jäh sich
hinabschwingt,
Läset die Hellung mich ahnen das offene Feld.*

So vielgestaltig, wie es Eduard Mörike in seinem Gedicht «Die schöne Buche» beschreibt, ist die Erscheinung der Bäume mit ihren sich wandelnden Formen, ihren Gebärden im Wind, den Farben im wechselnden Licht, dem Glanz auf Blättern und Rinde, ihrem wechselnden Kleid im wechselnden Jahr.

Wer möchte nicht einmal so wie ein Baum sein? So rund und groß wie seine Krone? So golden wie seine Frucht? Hatte nicht Eva vielleicht diesen Wunsch, vollkommen zu sein? Und ist nicht vielleicht die uralte Erzählung vom Baum und der Schlange nichts anderes als das ins Bild gekleidete Wissen, daß uns letztlich nur das

Kleine, das Unvollkommene gehört – die Teile und nicht das Ganze?

Vielleicht gibt es aber noch eine andere Seite an diesem bildhaften Bericht, in dem sich Mann und Frau und Baum und Schlange vereinigen. Haben nicht die Ärzte die Schlange zu ihrem Zeichen gewählt, die Schlange, die – gemäß der Überlieferung – aus der Erde emporsteigt, sich um den Stab windet, um den Stamm des Baumes, und zu seiner Krone hinauf? Die Schlange ist die Vermittlerin zwischen unten und oben, zwischen der nährenden, bergenden, mütterlichen Erde und dem väterlichen, weckenden, lockenden Licht. Aber sie kann auch Verführerin sein. Sie bietet Eva die Frucht als Geschenk an. Und da die junge Frau der Versuchung nachgibt und hineinbeißt, muß sie erfahren, daß sie nicht einfach geschenkt wird, daß da zuerst Arbeit sein muß – zum Beispiel das Jäten von Unkraut.

«Die Schlange war listiger als alle anderen Tiere, die Gott gemacht hatte auf der Erde. Sie sprach zu der Frau: ‚Hat denn Gott wirklich gesagt: ihr dürft nicht von den Früchten des Baumes essen?‘

Die Frau antwortete: ‚Natürliche essen wir von den Früchten der Bäume. Nur von jenem, der in der Mitte des Gartens steht, von dem dürfen wir nicht essen, weil wir sonst sterben.‘

Da lachte die Schlange und sagte: ‚Ihr werdet keineswegs sterben. Im Gegenteil! Gott weiß doch, daß euch noch am gleichen Tag, da ihr eine Frucht von diesem Baume gegessen habt, eure Augen aufgehen werden. Ja, ihr werdet dann wissen, was gut ist und was böse.‘

Der Frau leuchtete das ein. Und es lockte sie sehr, von den lieblichen Früchten zu essen. Mußte denn das nicht ein ganz besonderer Baum sein, der sie so klug machen konnte? Sie nahm die Frucht und aß eine Hälfte davon. Die andere gab sie dem Mann. Und er ass sie.

Ja, und da gingen ihnen wirklich die Augen auf, und sie merkten, wie nackt sie waren. Sie flochten sich Feigenblätter zusammen und machten sich Schürzen daraus.

Bald darauf hörten sie die Stimme Gottes. Er war in den Garten gegangen, um den kühlen Abend zu genießen. Adam und Eva versteckten sich unter den Bäumen im Garten. Doch Gott rief nach Adam und fragte schließlich: „Wo bist du?“

Adam bestätigte, daß er ihn habe rufen hören. Aber er habe sich gefürchtet, weil er ja nackt sei. Deshalb sei er ins Gebüsch geflohen.

Da wurde Gott sehr ernst und sagte: „Woher weißt du denn, daß du nackt bist? Hast du etwa von dem verbotenen Baum gegessen?“

Adam häufte alle Schuld auf die Frau. Und die Frau widerum sagte, daß sie von der Schlange verführt worden sei.

Da verfluchte Gott die Schlange und sagte: „Du sollst dein ganzes Leben lang auf dem Bauch kriechen. Und der Mensch soll dir den Kopf zertreten, und du sollst den Menschen in die Ferse beißen.“

Zur Frau aber sagte er voller Zorn: „Du sollst dich nach deinem Mann sehnen. Und er soll dein Herr sein. Deine Schwangerschaft soll dir viele Beschwerden schaffen. Und mit Schmerzen sollst du deine Kinder gebären!“

Und zu Adam sprach Gott: „Weil du dich von deiner Frau hast überreden lassen und eine Frucht vom verbotenen Baum gegessen hast, soll dir die Erde dein Leben lang Kummer bereiten. Der Acker soll Dornen und Disteln tragen und du sollst das Unkraut jäten auf dem Feld. Mit Arbeit und Schweiß sollst du dir deine Nahrung verdienen, bis du wieder in die Erde eingehst, von der du gekommen bist. Denn du bist aus Erde und sollst auch wieder Erde werden.“

Es wäre verlockend, allen den Versuchungsberichten in der Bibel nachzugehen und sie vergleichend nebeneinander zu stellen. Sie durchziehen das Buch der Bücher wie ein musikalisches Leitmotiv den Satz einer Symphonie. Auch im Neuen Testament finden sie sich. Nur daß Christus der Versuchung immer widersteht. Da ihn der Teufel auf einen Berg führt und ihm alle Schätze der Welt anbietet, weist er den Versucher von sich, verläßt die Wüste und geht zu den Menschen zurück, heilt die Kranken, mahnt die Vermögenden an ihre Pflicht, weist die Mächtigen in ihre Schranken.

Und auch da er am Kreuzesbaum hängt, hört er nicht auf die Versucher, die ihn locken, doch hinunter zu steigen und das Leiden zu fliehen. Er nimmt es auf sich und gewinnt die Auferstehung, die ewige Erneuerung, die ins göttliche Licht führt.

Die mittelalterlichen Maler haben Christus nicht selten statt an einem Kreuz am selben Baum sterben lassen, den Gott Adam und Eva verboten hat, an einem sehr schönen, gerundeten Baum mit weiten Ästen und vielen sehr schmiegsamen Zweigen – und mitten im Paradies, und meistens windet sich auch die Schlange um den Stamm von diesem Paradies- und Kreuzesbaum.

Vielleicht ist das Kreuz nicht nur ein ganz furchtbares, schmerzbringendes Instrument zur Hinrichtung armer, verurteilter Menschen, sondern auch eines der reichsten Symbole der christlichen Welt. Sein vertikaler Balken gleicht ja tatsächlich dem von der Erde ins Licht strebendem Stamm eines Baumes. Und der horizontale Balken könnte gut für die hingebreitete Erde stehen. Die Kreuzesarme bilden durch ihre Vierzahl aber auch eine ständige Mahnung, doch keine der vier entscheidenden Fähigkeiten zu vernachlässigen: weder das intellektuelle Denken noch das ordnende Urteilen, weder die Sinneswahrnehmung noch das irrationale, ahnende Wahrnehmen.

Adam und Eva, Mann und Frau, die Liebenden, die nach Vereinigung, nach Ganzheit Strebenden – warum haben sie die alten Meister und die Erzähler der noch älteren, bilderreichen Geschichten immer wieder in die Nähe der Bäume gebracht? Vielleicht weil sich die Bäume ganz selbstverständlich erfüllen. Ihr Ziel wird ihnen nicht von außen gegeben. Sie gehorchen ihrem eigenen inneren Gesetz. Oder – in die Sprache der modernen Psychologie übersetzt – sie gehorchen weder dem Ich noch dem Man, weder privatem Geltungsstreben noch den Forderungen der Gesellschaft, sondern dem eigenen Grundgesetz, das die Ganzheit will – das «Selbst». Deshalb ist der Baum ein so deutlich sprechendes Sinnbild für die Selbstwerdung – den Individuationsprozeß. Und es lohnt sich wohl, sich den Bäumen meditierend zu widmen.

*Wer du auch seist: Am Abend tritt hinaus
aus deiner Stube, drin du alles weißt;
als letztes vor der Ferne liegt dein Haus:
Wer du auch seist.*

*Mit deinen Augen, welche müde kaum
von der verbrauchten Schwelle sich befreien,
hebst du ganz langsam einen schwarzen Baum
und stellst ihn vor den Himmel: schlank, allein.
Und hast die Welt gemacht. Und sie ist groß
und wie ein Wort, das noch im Schweigen reift.
Und wie dein Wille ihren Sinn begreift,
lassen sie deine Augen zärtlich los.*

Rainer Maria Rilke hat dieses Gedicht als «Eingang» seinem «Buch der Bilder» vorangestellt. Wir denken an die Psychologen, die den Menschen, den sie besser kennen lernen möchten, einen Baum zeichnen lassen – ihn unbewußt das ins Bild übersetzen lassen, was er als persönliche Wesensart in sich spürt. Der Zeichner löst sich vom Gewohnten, von der Welt, vom Haus und den Dingen, und gewinnt sich selbst.

Das ist nun freilich nicht ganz so leicht, wie es scheinen möchte, so auf sich selbst, so in sich selbst hinein zu horchen. Es sind ja nicht einfach immer bloß Dinge, die uns den Zugang zu unserer Mitte erschweren. Es sind nicht einfach Geld und Besitz und Flitterglanz, die uns den eigenen Lebensbaum dunkel und unbekannt, fremd erscheinen lassen. Es muß wohl noch einen viel schwieriger zu leistenden Verzicht geben. Conrad Ferdinand Meyer spricht in seinem Gedicht «Schwarzschantende Kastanie» davon:

*Schwarzschantende Kastanie,
Mein windgeregtes Sommerzelt,
Du senkst zur Flut dein weit Geäst,
Dein Laub, es durstet und es trinkt,
Schwarzschantende Kastanie!
Im Porte badet junge Brut
Mit Hader oder Lustgeschrei,
Und Kinder schwimmen leuchtend weiß
Im Gitter deines Blätterwerks,
Schwarzschantende Kastanie!
Und dämmern See und Ufer ein
Und rauscht vorbei das Abendboot,
So zuckt aus roter Schiffslatern
Ein Blitz und wandert auf dem Schwung
Der Flut, gebrochnen Lettern gleich,
Bis unter deinem Laub erlischt
Die rätselhafte Flammenschrift,
Schwarzschantende Kastanie!*

Conrad Ferdinand Meyer scheint die Kinder zu beneiden, die sich fröhlich im Schatten tumeln, den der Baum auf das bewegte Sommer-

wasser wirft. Er selber kann das nicht. Er sieht ja auch nicht seinen Baum, nur den Schatten und eine rätselhafte Flammenschrift. Steht er etwa an derselben Stelle, zu der Christophorus – ein Verwandter übrigens des Wilden Mannes in gebirgigen Gegenden – nach langer Irrfahrt gekommen ist, an der Flut, am Wasser? Das Wasser ist Symbol für das Unbewußte. Und Conrad Ferdinand Meyer ist der Zugang dazu versperrt, durch den Schatten seines eigenen Baumes versperrt. Er kann die runenhafte Flammenschrift nicht lesen.

Christophorus hat es anders. Sein abenteuerreiches Leben schenkte ihm genug Möglichkeiten, um sich selber zu finden. Aber den anderen konnte er nicht finden, den Meister, jenen, der stärker war als er. So blieb auch er denn auf einer recht primitiven Stufe des Individuationsprozesses stehen, auf jener Stufe, wo man stolz ist auf seine körperliche Kraft und die eigene körperliche Stärke überschätzt. Immerhin, er ist jetzt bereit, als Fährmann seine Dienste zu leisten und so für andere tätig zu sein. Immer wieder durchmißt er das Wasser, von Ufer zu Ufer, das Wasser, welches – wohlgemerkt – das Symbol für das Unbewußte ist. Und dann, als er das Kind trägt, das da aus blitzender Gewitternacht auftaucht, da treibt der Stock, den er schon seit Jahren mitführt, neues Laub, wird wieder lebendiger Baum. Seine Seele kann wachsen. Das Kind, Christus, hat ihm zu neuem Leben verholfen. Das Kind, nicht der Stärkere, ist sein Meister geworden.

Der Mensch und der Baum, sie scheinen tatsächlich so etwas wie eine gemeinsame Seele zu haben, sonst könnte es ja nicht sein, daß noch der moderne, zivilisierte Mensch sein Schicksal mit dem Schicksal eines bestimmten Baumes verbindet.

Der verwundete Baum

*Sie haben mit dem Beile dich zerschnitten,
Die Frevler – hast du viel dabei gelitten?
Ich selber habe sorglich dich verbunden
Und traue: Junger Baum, du wirst gesunden!
Auch ich erlitt zu schier derselben Stunde
Von schärferm Messer eine tiefe Wunde.
Zu untersuchen komm ich deine täglich,
Und meine fühl ich brennen unerträglich.*

*Du saugest gierig ein die Kraft der Erde,
Mir ist, als ob ich auch durchrieselt werde!
Der frische Saft quillt aus zerschnittner Rinde
Heilsam. Mir ist, als ob auch ichs empfinde!
Indem ich deine sich erfrischen fühle,
Ist mir, als ob sich meine Wunde kühle!
Natur beginnt zu wirken und zu weben,
Ich traue: Beiden geht es nicht ans Leben!
Wie viele, so verwundet, welkten, starben!
Wir beide prahlen noch mit unsern Narben!*

Das ist gewiß nicht das beste Gedicht, das Conrad Ferdinand Meyer geschrieben hat. Aber vielleicht wirkt es deshalb so ehrlich, weil der da und dort durchdringende kindlich naive Ton es zu einem schlichten Dokument dafür macht, daß sich auch der Mensch unserer Zeit mindestens in gewissen Entwicklungsphasen den magischen Kräften der Natur verbunden fühlt. Das gilt nicht nur für die Dichter, das gilt für alle Menschen, auch wenn sie die Zusammenhänge nicht so kennen, wie der Psychologe sie zeigt. Gerade weil sie sich unbewußt den Zusammenhang mit der Natur noch immer zu sichern wissen, bleiben sie gesund.

«Einen Tännling nennt man in dieser Gegend eine junge Tanne, die jedoch nicht größer sein darf, als daß sie noch ein Mann zu umfassen im Stande ist. Wenn nun ein Wanderer wirklich zu der Stelle geht, auf welcher es zum beschriebenen Tännling heißt, so sieht er dort allerdings eine Tanne stehen, aber dieselbe ist kein Tännling mehr, sondern ein riesenhaft großer und sehr alter Baum, der gewaltige Äste, eine raue aufgeworfene Rinde, und mächtig in die Erde eingreifende Wurzeln hat. An seinem Fuße liegen mehrere regelmäßige Steine, die wohl zufällig dort liegen mögen, die aber wie zum Sitzen hingelegt scheinen. Den Namen 'beschrieben' mag die Tanne von den vielen Herzen, Kreuzen, Namen und andern Zeichen erhalten haben, die in ihrem Stamme eingegraben sind. Natürlich ist sie einmal ein Tännling gewesen, die Steine, an denen sie stand, mochten zum Sitzen eingeladen, und es mochte einmal einer seinen Namen oder sonst etwas in die feine Rinde eingeschnitten haben. Die verharschenden Zeichen haben einen andern ange reizt, etwas dazu zu schneiden, und so ist es fort gegangen, und so ist der Name und die Sitte geblieben. Der beschriebene Tännling steht mitten in dem stillen Walde, und die andern Tannen stehen tausenfach unzählig um ihn herum. Oft mögen sie noch größer und mächtiger sein, als er. Der Wald, dem sie angehören, ist ein Teil jener funkelnden großen und starken Waldungen, die über den ganzen emporgehobenen Landstrich gebreitet sind, der sich zwischen Böhmen und Bayern dahinzieht.»

Das ist der zweite Abschnitt der Novelle «Der beschriebene Tännling», die Adalbert Stifter im

Jahre 1845 geschrieben hat. Sie berichtet davon, wie ein Mensch sein Schicksal mit dem Wesen eines Tannenbaumes verbindet, so wie andere es damit verbunden haben, als sie ihren Namen und den Namen des ihnen liebsten Menschen in seine Rinde geschnitzt und mit einem stilisierten Herzen zusätzlich geschmückt haben.

Der junge Holzfäller, der die Hauptrolle in der Novelle von Adalbert Stifter spielt, überwindet – meditierend unter dem «beschriebenen Tännling» – seine Rachegelüste. Er reißt zum Verzicht und gewinnt sich selbst. Das selbstverständliche, in sich selbst ruhende Wesen des Baumes kann auch den Menschen zu sich selbst befreien.

Auch Hermann Hesse hat in seinen Gedichten das Wachsen der Bäume immer wieder mit dem menschlichen Leben verflochten. Ein anmutiges Beispiel ist das wohl etwa um 1912 geschriebene Gedicht «Der Blütenzweig»:

*Immer hin und wieder
Strebt der Blütenzweig im Winde,
Immer auf und nieder
Strebt mein Herz gleich einem Kinde
Zwischen hellen, dunklen Tagen,
Zwischen Wollen und Entsagen.*

*Bis die Blüten sind verweht
Und der Zweig in Früchten steht,
Bis das Herz, der Kindheit satt,
Seine Ruhe hat
Und bekennet: voll Lust und nicht vergebens
War das unruhvolle Spiel des Lebens.*

Fünzig Jahre später, am 8. August 1962, kurz vor seinem Tode, gestaltete Hermann Hesse dasselbe Grundmotiv wieder. Was ist jetzt wohl aus dem anmutigen Blütenzweig geworden?

*Splittrig geknickter Ast,
Hangend schon Jahr um Jahr,
Trocken knarrt er im Wind sein Lied,
Ohne Laub, ohne Rinde,
Kahl, fahl, zu langen Lebens,
Zu langen Sterbens müd.
Hart klingt und zäh sein Gesang,
Klingt trotzig, klingt heimlich bang
Noch einen Sommer,
Noch einen Winter lang.*

Die Germanen der Völkerwanderungszeit konnten den Göttern keine Häuser erbauen. Sie lebten zu unstet, hinstrebend immer wieder in neue Räume. Unter mächtigen Bäumen – besonders gerne in Eichenhainen – opferten sie den Göttern. Hier konnten sie ihre Stimme vernehmen und dann ihrer Bestimmung folgen. Seltsam, daß den frühen Menschen das eigenste Wesen nicht in der entschlüsselten Sprache mitgeteilt wird, sondern in dem Geflüster des Laubs in den Kronen der Bäume, in der Stimme der Quellen, in den Bildern der Träume – seltsam und sehr verständlich. Das dem Menschen Eigenste gehorcht ja nicht einfach den Gesetzen der Logik, und die Stimmen der Bäume sind wie die Bilder der Träume älter als jede Sprache. Sie sind dem Ursprung und sind der Erde näher, von der wir kommen.

*Wir sind aus solchem Zeug wie das zu Träumen.
Und Träume schlagen so die Augen auf
Wie kleine Kinder unter Kirschenbäumen,
Aus deren Krone den blaßgoldnen Lauf
Der Vollmond anhebt durch die große Nacht.
... Nicht anders tauchen unsre Träume auf.*

*Sind da und leben wie ein Kind, das lacht,
Nicht minder groß im Auf- und Niederschweben
Als Vollmond, aus Baumkronen aufgewacht.*

*Das Innerste ist offen ihrem Weben;
Wie Geisterhände in versperrtem Raum
Sind sie in uns und haben immer Leben.*

Und drei sind eins: ein Mensch, ein Ding, ein Traum.

Hugo von Hofmannsthal wußte, wie nah der Mensch noch immer den Träumen sein muß. Sein Grundmaterial, das, woraus er entstanden ist, das «Zeug», wie Hofmannsthal sagt, der Urschleim vielleicht, ist für ihn verwandt mit dem Stoff, aus dem die Träume werden. Wir versperren ihnen mit unseren Räumen immer wieder die Möglichkeit, sich zu realisieren. Deshalb bleiben wir so klein, so befangen, so gefangen und gleichen so selten den Bäumen, den großen, unter dem unendlichen Himmel. Genau das aber wäre uns aufgetragen. Wir spüren das wohl, wenn wir uns auch kaum Rechenschaft darüber geben. Wir spüren es wohl. Warum sonst würden in katholischen Gegenden die Burschen am Samstag vor dem Palmsonntag ein

Bäumchen fällen im Wald und es schmücken mit Früchten und dann in die Kirche hineintragen? Ein wunderbarer, sehr alt überlieferter Brauch! Die Burschen tragen ja wohl ihren eigenen Lebensbaum in die Kirche, das Symbol des seelischen Reifens, und lassen ihn segnen und tragen ihn wieder nach Hause, stellen ihn in den Garten.

Ja, und warum pflanzen dieselben oder auch vielleicht etwas älteren Burschen in der Nacht zum ersten Maientag den erwachsen werdenden Mädchen einen Tannenbaum auf dem Dorfplatz auf, einen möglichst hohen aber doch biegsamen, schlanken Tannenbaum, den sie mit den Namen der Zwanzigjährigen schmücken? Spüren sie Ähnliches wie das, was der stolze Vater empfunden hat, als er noch in derselben Stunde, da sein Sohn geboren wurde, einen Baum in den Garten pflanzte?

«Rocco war also im Schlafzimmer der Canonica zur Welt gekommen, und während drinnen die alte Coelestina Donna Barbara beistand, hatte Vater Canonica draußen vor dem Kammerfenster unter dem Vordach gewartet. In der einen Hand hielt er einen Nußbaumschößling und in der anderen Hand einen Spaten, um beim ersten Schrei seines Sohnes den Nußbaumschößling zu pflanzen, hinter dem Gehöft der Canonicas. Denn, daß es ein Sohn sein würde, der da seinen ersten Schrei tun sollte, daran hatte Vater Canonica keinen Augenblick gezweifelt. Darum stand der alte Canonica unter dem Fenster der Schlafkammer, unter dem Vordach seines Hauses und wartete. Daß er nicht unter dem Vordach heraustreten dürfe, hatte ihm die alte Coelestina eingeschärft, der Luftgeister wegen.

Für ein Mädchen hätte kein Vater in Terzone nur einen Finger gerührt: Sollen die Weiber selbst miteinander zurechtkommen, hätte es allenfalls heißen, und der künftige Vater wäre in den Grotto abmarschiert, um seinem Ärger über das höchst überflüssige zusätzliche Weibervolk in seinem Haus mit ein paar Gläsern Grappa unter dem Gespött seiner Mitbauern hinunterzuspülen.

Aber Vater Canonica hatte einen Sohn erwartet. Darum hatte er das Pflanzloch für den Nußbaum auch schon ausgehoben gehabt, mit dem trotz aller Geisterbeschwörungen praktischen Sinn eines Bauern gleich neben seinem Misthaufen, damit der Nußbaum später einmal diesen Misthaufen beschatten konnte. In das Pflanzloch des Nußbaums gehörte, laut der alten Coelestina, und Vater Canonica glaubte ihr aufs Wort, die Nachgeburt des zu erwartenden Sprößlings, noch bevor der Nußbaum eingepflanzt wurde.

So hatte Vater Canonica damals gewartet, daß die Wehmutter mit einem Gefäß in der Hand aus dem Haus gerannt kam, um dem Vater die Nachgeburt seines ersten Sohnes zu übergeben, noch dampfend, einen ekelhaften Blutgeruch verbreitend.

Canonica hatte die Plazenta in das Pflanzloch gelegt, den Nußbaumschößling eingesetzt und Wurzeln und Plazenta mit weicher, körniger Erde sofort zugedeckt. Derweil hatte drinnen in der Schlafkammer der kleine Rocco geschrien, bis er ganz blau gewesen war im Gesicht, und dann hatte er von der Wehmutter das erste Bad seines Lebens verpaßt bekommen. Dabei blieb es auch, denn das zweite und letzte Bad pflegten in Terzone die Leichenwäscherinnen zu besorgen.»

So erzählt Walther Kauer in seinem Roman «Spätholz». Er stützt sich dabei auf Berichte jener Tessiner Bauern, die an den kargen Hängen des Monte Lema dem Boden und den Kastanienhainen den kargen Lebensunterhalt abrängen. Daraus, daß der beschriebene Brauch noch immer in den Gesprächen der Leute lebendig ist, darf wohl geschlossen werden, daß er noch bis vor einer, höchstens zwei Generationen gepflegt worden ist. Wir dürfen solches Tun nicht einfach kopfschüttelnd als heidnischen Überrest und als Zauber- und Hexenwerk betrachten, längst überfällig, vergessen zu werden. Sonst dürfen wir mitten in dunkler Winterzeit auch keinen Tannenbaum in die Stube tragen und Kerzenlichter darauf stecken!

Den immergrünen Baum, wir verbinden ihn am Weihnachtstag mit dem immer lebenden, auferstandenen Christus, der uns das Licht des neuen Jahres bringt, die Erneuerung in der Liebe. So hat das Fest der Wintersonnenwende an Weihnachten seine neue, tiefere Bedeutung erhalten.

*Wenn der Schnee ans Fenster fällt,
Lang die Abendglocke läutet,
Vielen ist der Tisch bereitet
Und das Haus ist wohlbestellt.*

*Mancher auf der Wanderschaft
Kommt ans Tor auf dunklen Pfaden.
Golden blüht der Baum der Gnaden
Aus der Erde kühlem Saft.*

*Wanderer tritt still herein;
Schmerz versteinerte die Schwelle.
Da erglänzt in reiner Helle
Auf dem Tische Brot und Wein.*

Vielleicht hat Georg Trakl das schönste christliche Baumgedicht geschrieben, das es in deutscher Sprache gibt. Brot und Wein, Weibli-

ches und Männliches, Leib und Blut ins Göttliche gewandelt, ausgebreitet unter dem Baum, der aus der Erde gewachsen, aus der Erde genährt worden ist und das Licht des Himmels gefunden hat. Das ist das Ziel der Wanderung, die Ganzheit, und wir finden dieses Ziel – ist das nicht ein Wunder? – zu Hause, in unserer Stube, im Eigenen, wenn es «wohlbestellt» ist.

Trakl betont, daß der Baum der Gnaden aus dem kühlen Saft der Erde erblühe. Das erinnert an eine Geschichte, die Richard Wilhelm in seinem Buch «Tschang-Dsi – Das wahre Buch vom südlichen Blütenland» überliefert. Sie wird Tschuang-Tze, einem chinesischen Weisen, in den Mund gelegt:

«Ein wandernder Zimmermann namens «Stein» sah auf seiner Wanderung einen riesigen alten Eichbaum, der beim Erdaltar im Felde stand. Der Zimmermann sagte zu dem ihn bewundernden Gesellen: „Das ist ein unnützer Baum; wolltest du ein Schiff daraus machen, es würde bald verfaulen; wolltest du Geräte daraus machen, sie würden bald zerbrechen. Aus dem Baum läßt sich nichts machen, man kann ihn zu nichts gebrauchen, darum hat er es auf ein so hohes Alter bringen können.“

Als aber der Zimmermann am selben Abend einkehrte und übernachtete, erschien ihm der Eichbaum im Traum und sprach: „Willst du mich vergleichen mit euren Kulturbäumen, wie Weißdorn, Birnen, Orangen, Apfelsinen und was sonst noch Obst und Beeren trägt? Sie bringen kaum ihre Früchte zur Reife, so mißhandelt und schändet man sie. Die Äste werden abgebrochen, die Zweige werden geschlitzt. So bringen sie durch ihre eigenen Gaben ihr eigenes Leben in Gefahr und vollenden nicht ihrer Jahre Zahl. So geht es überall zu. Darum habe ich mir schon lange Mühe gegeben, ganz nutzlos zu werden. Sterblicher! Nimm an, ich wäre zu irgend etwas nütze; hätte ich dann wohl diese Größe erreicht? Und außerdem, du und ich, wir sind gleichermaßen Geschöpfe. Wie soll ein Geschöpf dazu kommen, das andere von oben her beurteilen zu wollen? Du, ein sterblicher und unnützer Mensch, was weißt du von den unnützen Bäumen?“

Der Zimmermann erwachte und überlegte dann den Traum, und als sein Geselle ihn fragte, wieso gerade dieser Baum dazu kam, dem Erdaltar zu dienen, antwortete er ihm: „Halt den Mund, kein Wort mehr darüber; er wachse absichtlich da, weil sonst die, die ihn nicht kannten, ihn mißhandelt hätten. Wäre er nicht Baum am Erdaltar, so wäre er wohl in Gefahr gekommen, abgehauen zu werden.“

Marie Louise von Franz, eine der Mitarbeiterinnen an Carl Gustav Jungs Buch «Der Mensch und seine Symbole», erläutert die chinesische Sage folgendermaßen:

«Der Zimmermann hat offenbar seinen Traum verstanden, nämlich, daß der Baum, der nur seine gottgewollte Bestimmung verwirklichte, der größte ist und vor ihm das menschliche Zweckdenken zu verstummen hat. In psychologischer Sprache übersetzt symbolisiert er den Individuationsprozeß, der dem kurzsichtigen Ich seine Lehre erteilt. Unter dem Baum, der nur sich selber ist, steht in Tschuang-Tzes Erzählung ein Erdaltar. Das war ein roher Stein, auf dem man dem Gott, der jenes Stück Erde besitzt und schützt, zu opfern pflegte. In diesem Symbol des Erdaltars ist angedeutet, daß es für die Realisation des Individuationsprozesses eine Hingabe an die überpersönlichen Mächte des Unbewußten braucht; das heißt, daß man nicht denken darf: «Was man sollte» oder «Was im allgemeinen richtig wäre» oder «Was einzutreffen pflegt», sondern nur hinhorchen sollte, was die innere Ganzheit, das Selbst, jetzt hier in dieser Lage von mir oder durch mich erwirken will.»

Der Wanderer in Georg Trakls Weihnachtsgedicht wäre also dort angekommen, wo der Baum hin will, bei der Vereinigung von Brot und Wein, dort, wo die Ganzheit wird, wo der Mensch zu seinem «Selbst» findet. Und er erfährt das alles als Gnade. Ja, und es ist für ihn, so wurde es zuletzt angedeutet, ein ganz besonderes Erlebnis, daß das alles zu Hause geschieht.

Das Haus ist die Wohnung der Seele und nahe mit dem menschlichen Körper verwandt. Immer wieder wurden Teile des Hauses mit den menschlichen Organen verglichen. So werden etwa die Türme mit den Ohren gleichgesetzt, die Fenster mit den Augen, der Ofen mit dem Magen. Wenn nun aber der Baum das Symbol des seelischen Wachstums bedeutet, darf das Haus, wie das Rainer Maria Rilke in seinem Gedicht ausgesprochen hat und wie das auch aus Hofmannsthals Terzinen hervorgeht, nicht mehr als Hindernis vor der eigenen Weite stehen. Im Gegenteil! Der Baum muß das Haus durchdringen und schließlich darüber hinauswachsen. Vielleicht findet sich auch hier die tiefere Bedeutung des symbolhaften Brauches,

auf den neu aufgerichteten Bau ein mit bunten Bändern geschmücktes Tännchen zu stellen.

*Seit ich weit draußen
das Haus in der Siedlung bewohne,
wächst aus dem Keller ein Baum
durch Diele und Mansarden.
Laub hängt fahnengleich
zu allen Fenstern hinaus.
Der Wipfel wiegt sich
über dem moosgrauen Dach.
Ich hause unbesorgt nah dem Gezweig,
im Hof fault der Spaltklotz,
auf dem Speicher rostet die Säge.
Nachbarn freilich rufen sich zu:
was ist der Narr fröhlich –
Hört, er singt in der Frühe, redet
und lacht, wenn es dämmt!*

Der Baum wächst.

Rainer Brambach, der dieses Gedicht geschrieben hat, wurde 1917 in Basel geboren. Und dort ist er im vergangenen Jahr gestorben. Er unterscheidet sich in vielem von dem, was bekannte, moderne Dichter auszeichnet. Er ist kein Literat. Er kommt nicht von der Universität. Aber er kennt die Erde, er ist vertraut mit den Bäumen, den Pflanzen, den Tieren. Lange Zeit verdiente er sich sein Leben als Gelegenheitsarbeiter, als Torfstecher, Holzhacker und Gärtner. Vielleicht sollten wir von Zeit zu Zeit auf ihn hören. Vielleicht könnten wir von ihm lernen. Seit der Baum durch sein Haus wächst – wir wissen jetzt, was das bedeutet – fault der Spaltklotz und die Säge rostet. Alles, was dem Trennenden dient, muß nun nicht mehr gebraucht werden. Deshalb kann der Bewohner des Hauses singen und reden und lachen. – Der Baum wächst. Und er wird, dafür ist jetzt gesorgt, noch generationenlang wachsen, wird Stammbaum sein mit tiefen Wurzeln und weit verzweigten, den Himmel tragenden Ästen.



Andres Juon: Gestaltung im Kosmos, 1979

Die Mächte des Dunkeln und des Hellen streiten sich in dynamischem
Rhythmus in der Spirale des Seins